Daniel Weber

WAS STERBEN MUSS

Phillipsdorf - Bezirk des Wahnsinns
Raphael Kurzhaus - Band 3

BLITZ

Daniel Weber, geboren 1993 in Wien, studiert *Austrian Studies* an der Universität Wien und ist diplomierter Schauspieler. Als leidenschaftlicher Autor bewegt er sich hauptsächlich im Genre der Phantastik und ist außerdem der Lyrik sehr zugetan. Seit 2016 veröffentlicht er regelmäßig. Seine Roman-Reihe *Phillipsdorf – Bezirk des Wahnsinns* erscheint im BLITZ-Verlag seit 2023, die ersten fünf Teile sind auch als Hörbuch, von ihm selbst gelesen, erhältlich. Weber lebt und schreibt in Wien und Wolkersdorf (Niederösterreich). www.weberdaniel.at

Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Mario Heyer
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Vignette: iStock.com/Hein Nouwens
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-69440-022-6

Hinweis zur KI-Nutzung:
Das Cover und das Deckblatt (Seite 1) dieses Buches wurden mit Unterstützung von künstlicher Intelligenz erstellt.

Für Lilla.
Weil Freundschaft oft
auf unerwartete Weise entsteht.

„But is not all life pathetic and futile?“
Sir Arthur Conan Doyle

Sein Name ist Raphael Kurzhaus.

Er ist nicht verrückt.

Prolog: Einsamkeit

Ich glaube, ich kann erahnen, wie sich Emil Kennedy gefühlt haben muss. Ein Außenseiter, ein Uncooler, ein Träumer.

So war ich auch lange Zeit gewesen – und wäre es wahrscheinlich geblieben, wäre ich nicht nach Phillipsdorf gezogen vor jetzt schon neun Jahren. Doch diese Geschichte handelt nicht von mir.

Sie handelt von etwas, das mit einem jungen Erwachsenen namens Emil Kennedy begonnen hat. Vor knapp zweiundzwanzig Jahren. Mit ihm und seiner *Schöpfung*. Sein Tagebuch hat auf Umwegen in meinen Besitz gefunden. Zu gegebener Zeit werde ich daraus zitieren.

Ich stelle mir den Zwanzigjährigen vor, wie er gebannt auf den Röhrenbildschirm seines selbst zusammengebauten Computers starrt. Man bedenke: Im Jahr 2002 war die Technik noch ein bisschen rustikaler als heute. Emil Kennedy, von seinen wenigen Freunden Ken genannt wegen seines Nachnamens, sitzt also im Zwielicht mit gekrümmtem Rücken vor dem Bildschirm. Sein Gesicht wird dadurch blau, grün, weiß und rot beleuchtet. Nur eine Schreibtischlampe ist eingeschaltet. Draußen ist es dunkel und nicht still. Die Geräusche der Stadt, Motoren, Gelächter, Geschrei, dringen in die Studentenwohnung im 19. Wiener Gemeindebezirk. (Fast ein Wunder, dass es nicht Phillipsdorf ist.)

Ken oder Emil – ich bleibe bei Ken – rauft sich die wuscheligen Haare. Er tippt aufgeregt auf der Tastatur. Schlägt manchmal auf den Computer oder den Bildschirm, als würde das etwas bringen. Das Bild zittert, wird wieder klar. Es zeigt eine kleine Gestalt, so groß wie eine Hauskatze. Sie winkt ihm mit handähnlichen Pfoten zu.

Er lächelt, vielleicht lacht er sogar. Ruft seinen Triumph in die frühen Morgenstunden hinaus. Niemand antwortet ihm. Oder besser: Kein Mensch antwortet ihm. Im Bildschirm hüpft das Katzending auf und ab. Dann ist es, als schabe es an seiner Seite des Glases; als sei es ein gewöhnliches Fenster, durch das es eingelassen werden könnte.

Ken beugt sich nach vorne und hämmert wieder auf die Tastatur.

Ich nannte ihn Außenseiter, uncool, Träumer. Ich sagte, er habe wenige Freunde. Den Prolog überschreibe ich mit dem Titel: *Einsamkeit*. Muss ich weiter ausholen? Kann man es sich denken? Ein junger Mann, der aus der Schulzeit nur Mobbing gewohnt ist. Er hat gelernt, sich wertlos und schwach zu fühlen. Seinen zwei oder drei Freunden geht es ähnlich. Sehr intelligente Menschen, aber introvertiert. Ken wünscht sich, mit mehr Selbstbewusstsein durchs Leben gehen zu können, eine Frau kennen zu lernen. Er studiert Mathematik und Physik – kein Fachgebiet, wo es Frauenüberschuss gäbe. Er feiert nicht gerne, spielt lieber Videospiele, lernt oder liest. Ab und an sieht er fern. Seine zwei oder drei Freunde aus der Schulzeit trifft er kaum. Andere Studiengebiete, veränderte Wohnorte. Sie sind nach wie vor Freunde, jedoch weit weg voneinander.

Internetbekanntschaften aus Foren können sie nicht ersetzen – Social Media gab es damals noch nicht. Facebook sollte erst im Jahr 2004 online gehen. (Aber auch mit den sogenannten *sozialen Medien* wäre die Situation nicht anders gewesen – unter Umständen wäre sie dadurch sogar schlimmer geworden.)

Ken wollte Gesellschaft. Er wollte Freundschaft, Partnerschaft. Und Sex, natürlich. Er war ein Computerfreak. Er sieht diese Serie, einen Anime. Da geht es um digitale Kreaturen, die in die reale Welt eindringen können. Es gibt Menschen in dieser Serie, die selbst solche digitalen Kreaturen erschaffen, respektive programmieren. Das will er versuchen.

Wie gesagt: Ich habe lediglich sein Tagebuch. Manches kann ich nur raten und ich weiß nicht, wie sich alles wirklich zugetragen hat. Aber so in etwa stelle ich es mir vor. Die Tagebuchaufzeichnungen setzen erst ein, als *es* schon geboren war. Sie beschreiben nur ganz vage, wie es die Hände aus dem Bildschirm gestreckt und sich nach draußen gezogen hat. Ein bisschen wie das Mädchen aus *The Ring* wahrscheinlich.

Wie er das fertiggebracht hat? Keine Ahnung. Ohne irgendwelche wurmstichigen Folianten, andere einschlägige Literatur oder Hilfsmittel. Vielleicht reicht manchmal der Wille des Menschen aus, Mächte zu wecken, die über unser Verständnis gehen. Er schaffte es jedenfalls. Ken erschuf ein Ding, das aus dem Äther heraus in unsere Welt eindrang.

Aber dieses Ding war nicht das Problem.

Das wirkliche Problem sollte erst noch gezeugt werden. Wir erfuhren davon, als es beinahe zu spät war.

Eine seltsame Begegnung

Das Jahr 2024 war für uns kein besonders glückliches Jahr. Natürlich, es ging uns nach wie vor gut. Meine Frau Caro und ich kümmerten uns um unsere gemeinsamen Kinder. Tante Helena half mit, so viel es ihr Studienpensum eben zuließ. Wir waren gesund. Wir waren zufrieden. Wir wurden von keinen kosmischen Schreckgestalten verfolgt. Es war alles ruhig.

Nur ich war düsterer Stimmung und das spürte man im gesamten Haus. Ich hatte erst kürzlich *Die Frau mit den Metallaugen* fertig geschrieben und überarbeitete sie unregelmäßig und unwillig. (Ich mag diese Geschichte wirklich nicht.) Ich kämpfte mit dem Schreiber in mir, ich war depressiv. Manchmal erschien mir die Flucht ins Vergessen sehr attraktiv. Nicht nur ins alkoholische Vergessen (ich trank ziemlich viel), sondern ins vollkommene Vergessen.

Caroline spürte diese Empfindungen und verbot mir, irgendwelche Dummheiten zu begehen.

Obwohl der Schreiber nun wieder ein Teil von mir war, hatte ich eine Schreibblockade. Ich befand mich in einem Loch. Konnte nichts schreiben, konnte nichts tun. Ich zwang mich, mit den Kindern zu spielen und ihnen vorzulesen. Was mir ein schlechtes Gewissen eintrug, weil ich

war nicht einmal dazu fähig, die Abenteuer von Salvatore im *Imagiland* für sie weiterzuerzählen. Ich fühlte mich wie ein Versager.

Ich rauchte mehr denn je. Konnte mich kaum auf Lektüre konzentrieren. Am liebsten hätte ich jeden Tag nur geschlafen.

Typische Depression eben.

Da kam es mir eigentlich recht, als Helena eines Tages von Eva erzählte. Eine Studentin. Die, wie Helena sofort wusste, kein ganzer Mensch sein konnte. Sie war nur ein halber Mensch. Die andere Hälfte jedoch ... Die andere Hälfte gibt mir gerade den Stoff, meine Schreibblockade zu überwinden. Ich will also mit dem ersten Gespräch anfangen, das ich mit Helena über Eva führte:



Es war am Beginn des Sommersemesters 2024, als sie eines Abends heimkam und uns von der seltsamen jungen Frau erzählte. Die Kinder schliefen schon, also konnten Caro und ich gebannt ihrer Erzählung lauschen.

Wir saßen im Wohnzimmer, jeder mit einem Getränk, beobachtet von den Gemälde-Ungeheuern an den Wänden. Caro hatte vorhin eine neue CD in den CD-Spieler eingelegt. Ein *Industrial* Album. Sowas hört sie ab und an. Ich ertrage es.

Kakofonische Klänge wie von einer Baustelle untermalten dadurch Helenas Bericht, manchmal durchsetzt mit schiefen Tönen oder ratterndem Geklimper. Eigentlich verdammt atmosphärisch.

„Also. Jetzt erzähl", drängte ich. Wir saßen wie auf Nadeln, seit sie uns vor knapp zwei Stunden ganz aufgeregt angerufen hatte. „Was ist passiert? Du hast gesagt, mit dir studieren Monster?" Sie war am Telefon sehr vage geblieben.

Helena schüttelte den Kopf. „Stefan, ich mag es nicht, wenn du *Monster* sagst. Das finde ich beleidigend." Sie war jetzt fünfundzwanzig und eine verdammt reife und wirklich schöne Frau geworden. Erwachsen und kontrolliert die meiste Zeit über. Natürlich kam dann und wann noch die Teenagerin raus, die ich vor neun Jahren kennengelernt hatte. Wahrscheinlich wird sie bald aufhören, sichtbar zu altern. Ihr Gesicht war schmaler geworden, die Haare wie Pech, ihre Formen ... Ich als ihr Großcousin werde mich hüten, zu elaborieren. Sie schminkte sich fast jeden Tag wie ein Mensch, auch wenn sie nicht raus musste, außer sie besuchte ihre Mutter auf dem Friedhof oder ihren Vater im Geistergassenviertel. Die scharfen Reißzähne blieben hinter den schmalen Lippen verborgen, die in letzter Zeit immer blutrot angemalt waren.

Sie war fast ein Schneewittchen.

Helena fuhr fort: „Wenn, dann sind es nur ein paar, und bei denen bin ich mir nicht sicher. Von einem Historiker glaube ich, dass er ein Vampir ist, aber ich kann mich auch täuschen. Und eine Germanistin könnte Gestaltwandlerin

sein. Die Witterungen sind schwer zu unterscheiden zwischen den vielen Menschengerüchen und Parfums. Allein meines erschwert mir das Riechen enorm."

Sie benutzte seit einigen Monaten Parfum. Vielleicht, um ihren erdigen, leicht säuerlichen Körpergeruch zu überdecken. Ich habe nie über ihre Ausdünstungen nachgedacht, hatte auch nie ein Wort darüber geschrieben. Es war mir nicht aufgefallen. Erst vor Kurzem, als ich diesen rosig scharfen Duft an ihr bemerkte, fragte ich danach. Sie sagte, dass vor allem Männer von ihr abrückten, wenn sie in menschliche Geruchsnähe käme. Das war bis vor ein paar Jahren kein Problem gewesen – pubertierende und postpubertierende Menschen haben ja grundsätzlich ganz eigene Duftnoten.

Vielleicht habe ich es deswegen ignoriert. Am Anfang roch sie natürlich komisch für mich. Aber sie war Teenager. Die riechen immer komisch, so wie alte Leute immer komisch riechen. Dann hatte ich mich an sie gewöhnt und außerdem in der Zwischenzeit ja vollblütige Ghoule kennen gelernt, die ab und an zu Gast bei uns sind. Das war für mich also normal.

„Aber heute war es nicht der Geruch. Es war ... anders." Helenas Finger krallten sich fester um die Kaffeetasse. Sie ruckte hin und her.

Caro legte den Kopf schief. „Ist alles in Ordnung?"

Helena nickte und stellte die Tasse auf den Tisch zurück. Es klackerte dabei. Sie zitterte. War sie so aufgeregt? Oder hatte sie Angst? „Entschuldigt. Ich ... Es klingt wahrscheinlich lächerlich, wenn gerade ich das sage. Aber es

war wirklich so. Ihr müsst mir glauben. Was ich heute gesehen habe, dürfte es eigentlich nicht geben."

Ich hätte gegrinst, hätte ich nicht bemerkt, wie aufgewühlt meine Großcousine war. „Siehst du mich lachen? Was hast du gesehen?"

„Eine junge Frau. In einem Gang im Hauptgebäude, wo ich die Erweiterungscurricula in Philosophie belege." Sie machte eine Pause. Im Hintergrund schepperte es schrilleise aus den CD-Spieler-Lautsprechern. „Ich war auf dem Weg zu der Vorlesung, da ist sie mir entgegengekommen. Ich weiß nicht, wer von uns nicht aufgepasst hat, aber auf einmal ist sie an mir vorbei geschrammt. Ich bin gestolpert. Sie auch. Es war wie ein kurzer elektrischer Schock. Ich wollte mich bei ihr entschuldigen, da schaut sie mich ganz groß an und läuft davon."

Noch eine Pause. Sie trank Kaffee. Wir warteten.

„Mir sind zwei Sachen aufgefallen. Beides könnte Täuschung sein."

„War es das jemals?", fragte ich mit einem Schnauben.

Helena lächelte dankbar. „Nein, war es nicht. Trotzdem. Ich hab so viel Parfum aufgelegt, dass ich dir nicht hundertprozentig sagen kann, ob sie wirklich nach nichts roch. Und damit meine ich nach *nichts*. Neutral. Geruchlos. Die Abwesenheit von jedweder Duftnote. Außerdem riechen Kleider ebenfalls. Mein Parfum und der Geruch ihrer Kleider könnten ihren Körpergeruch verdeckt haben."

Ich machte einen unidentifizierbaren Laut. Sie ist in der Lage, das eigene Parfum und die Geruchsnoten von Kleidung zu differenzieren. Und da hatte sie Zweifel, den

Körpergeruch ihres Gegenübers nicht erkennen zu können? Sie redete sich etwas ein. Sie *wollte* halluzinieren. Mir war auch klar, warum. Völlige Geruchlosigkeit roch verdammt nach irgendetwas Kosmischem, da hatten wir genug Erfahrung.

„Die zweite Sache?", fragte Caro.

„Ihre Augen." Helena zögerte. „Sehr grüne Augen. Stechend. Fast schon unnatürlich grell und satt in der Farbe. Als sie mich angeschaut und die Augen aufgerissen hat, da ..."

„Was?" Langsam spürte ich die Aufregung ebenfalls. Meine Handflächen schwitzten.

Helena schluckte, holte Luft. „Ihre Iriden waren eine Sekunde lang wie verpixelt, bevor sie sich wieder zu normalen Iriden verwandelt haben. In ihrem Augenweiß waren in jedem Auge ganz kurz statt einer grünen Iris jeweils gelbrote Vierecke, unregelmäßig angeordnet. Dann ein Wirbel und es waren wieder normale Augen. Es ging so schnell, ich war wie erstarrt. Ich konnte nur zuschauen. Sie ist davongelaufen."

Stille.

Am liebsten hätte ich gesagt: *Sowas gibt's nicht.* Oder: *Das hast du dir sicher eingebildet.* Aber ich wusste ja, dass es nicht so war. Darum trank ich mein Bier in einem Zug aus, fuhr mir durch die Haare und streckte mich, sodass es im Rücken knackte. Ich zog mein Smartphone. „Na dann. Wir haben Raphael eh schon länger nicht gesehen. Der wird sich über Arbeit freuen."

„Du glaubst mir das alles?", fragte Helena. Sie wünschte sich, dass ich ihr nicht glaubte. Sie wollte es aus irgend-

einem Grund nicht wahrhaben, dass es an der Universität, an der sie studierte, ein übernatürliches und mutmaßlich gefährliches Phänomen geben könnte. Sie wollte in einer normalen Welt leben.

Aber es gibt keine normale Welt. So etwas gab es noch nie.

Raphael meldete sich nach dem ersten Freizeichen. „Kurzhaus. Guten Tag." Die Nummer seines *Diensthandys*, da ging er neuerdings *förmlich* ran.

„Helena hat vermutlich einen Fall für dich. An der Uni. Sie sagt, sie könnte sich täuschen." Diesen Satz baute ich zu ihrer Beruhigung ein. „Hast du Zeit?"

„Ich bin in zwei Stunden bei euch."

Ich schaute auf die Uhr. „Geht's vielleicht morgen Früh erst? David spürt es *immer*, wenn Flott und du kommen. Dann ist auch Penelope wieder wach."

Raphael kicherte. „Ich bin morgen um neun da. Da sind die kleinen Monster ja im Kindergarten."

„Perfekt. Danke."

Beim Auflegen spürte ich einen Stich der Wehmut. Als wir noch keine Kinder gehabt hatten, war es uns egal gewesen, wann wir Besuch bekamen. Da war es auch vorgekommen, dass mein bester Freund und ich um Mitternacht oder darüber hinaus hier gesessen waren, geraucht und getrunken und über einen Fall diskutiert hatten. Na ja, die Zeiten ändern sich. Aber bislang (fast) immer zum Guten.

Auszüge aus Kens Tagebuch I

Mittwoch, 01. Mai 2002

Diese Katze saß auf einmal auf meinem Schreibtisch. Einfach so. Sie ist aus dem Bildschirm gekommen. *Aus dem Bildschirm*! Das ist unmöglich. Es war eine Spielerei. Ich hätte nie gedacht, dass das funktioniert.

Ich wollte mir nur einen Freund programmieren. Eine digitale Kreatur mit Persönlichkeit. Eine einfache künstliche Intelligenz, die mir die Illusion gibt, dass ich nicht alleine bin.

Dass ich ein reales Wesen erschaffen könnte, das aus dem Computer kommt ... Wie in diesem Anime ... Ich habe es mir gewünscht. Ja. Sehr. Aber daran geglaubt. Nein. Niemals.

Es ist passiert.

Die Katze schläft. Auf meinem Bett. Nicht am Fußende, sondern am Kopfpolster. Sie ist etwas größer als eine normale Hauskatze. Ihre Pfoten sind keine wirklichen Pfoten, denn sie haben *Daumen*. Es sind beinahe Menschenhände. Sie kann auf zwei Beinen stehen, aber auch so laufen wie eine Katze. Ihr Fell ist orange. Mit gelben Streifen. Sehr flauschig. Sie hat gelbgrüne Augen, die Pupillen sind Kreuze, die sich erweitern und zusammenziehen können. Sie hat eine schwarze Musterung auf dem Körper wie ein Raster oder ein Gitter.

Sie kann sprechen.

Nicht bloß einzelne Wörter. Ganze, zusammenhängende Sätze.

Ich habe mich mit ihr unterhalten. Aber sie war müde. Sie sagte, ihre Geburt habe sie erschöpft. Der Übertritt aus der digitalen in meine Welt. Ich habe sie gefragt, was sie ist.

Ihre Antwort war: „Ich bin, was du erschaffen hast." Ihre Stimme ist sehr klar. Weiblich hell. Wie von einem Mädchen.

Ich fragte: „Hast du einen Namen?"

Sie legte den Kopf schief. „Du hast mir keinen gegeben."

In Geschichten, die von solchen oder so ähnlichen Begegnungen erzählen, fallen den Figuren immer gleich irgendwelche Namen ein. Mir fiel gar nichts ein.

Irgendwie schaffte es die Katze, mit ihrem Mäulchen zu lächeln. Sie hüpfte vom Schreibtisch, stolzierte zum Bett und sprang auf das Polster. „Wir haben ja Zeit", sagte sie und gähnte. „Ich brauche Ruhe. Überleg dir was." Sie schleckte sich über die Pfotenhände und mit diesen Händen strich sie über das Köpfchen. Dann rollte sie sich zusammen und kuschelte sich ein.

Zwei Minuten später stand ich mit einem spitzen Messer aus der Küche vor ihr. Ich wusste, ich müsste es eigentlich zerstören. So etwas darf nicht existieren. Es ist gegen die Natur. Gegen das Leben. Es ist beängstigend. Alle Worte drücken nicht aus, wie unnatürlich diese Situation ist.

Was habe ich getan?

Noch wichtiger: *Wie* habe ich es getan?

Aber ich konnte die Klinge nicht in dem Katzenleib versenken. Die Brust hebt und senkt sich. Es atmet. Ein lebendes Wesen. Würde es auch bluten? Ich könnte es nicht ertragen.

Ich legte das Messer weg und setzte mich an den Schreibtisch.

Ich sitze immer noch da. Beobachte, wie es schläft.

Mir ist ein Name eingefallen. Zynisch, vielleicht sogar kindisch oder pubertär. Aber er geht mir nicht aus dem Kopf. Das Ding ist ja offensichtlich weiblich. Ich habe es erschaffen. Ich nenne es Lily, quasi eine Koseform für Lilith.

Gott – wenn denn so etwas wie ein Gott existieren sollte – möge mir vergeben.

Eva

„Hier war es." Helena blieb stehen und zeigte auf die Abzweigung vor ihnen. „Dort sind wir zusammengestoßen. Sie ist dann gleich weggelaufen." Sie sprach gedämpft, denn durch die Gänge der Universität Wien mit ihren hohen Steinwänden kann es hallen, wenn wenige Leute darin unterwegs sind. Die Gänge waren leer, derzeit fanden in allen Sälen Lehrveranstaltungen statt. Und weil es draußen sonnig war, hielten sich die Studenten in ihrer vorlesungsfreien Zeit eher im Hof auf.

Die beiden waren eine halbe Stunde vor dem Zeitpunkt gekommen, als Helena am gleichen Tag letzte Woche auf die Unbekannte getroffen war. Heute hätten sie also vermutlich die beste Chance, sie wiederzufinden, schlussfolgerte Raphael. Wahrscheinlich belegte sie einen Kurs um diese Uhrzeit und würde immer denselben Weg nehmen.

Er nickte und rückte das Sakko zurecht, kontrollierte seine Waffen. Messerholster an der Hüfte, Pistolenholster unter der Achsel – natürlich mit der Spezialmunition –, und in den Taschen diverse andere Hilfsmittel. Aus einem Impuls heraus wollte er Flott tätscheln, aber er hatte ihn nicht mitgenommen. In den Gebäuden der Universität Wien herrscht Hundeverbot. Und er würde ihn nicht für unbestimmte Zeit vor der Tür sitzen lassen.

„Wir warten. Unauffällig." Er lehnte sich gegen die Wand.

*Außerordentlic*h unauffällig. Ich kann ihn mir vorstellen: Schwarzes Sakko, weißes Hemd. 1,90 groß. Kurzgeschorenes schwarzes Haar, grau meliert, dunkler Teint, die buschigen Brauen fast böse zusammengezogen. Die Hände in den Taschen, den Kopf leicht gebeugt. Fehlen nur Sonnenbrille und Zigarette. Aber zu seiner Verteidigung: Wirklich beschatten hatte er in seinem Beruf nie jemanden müssen.

Helena setzte sich etwas entfernt auf die vorletzte Stufe eines Stiegenaufgangs und zupfte sich den Rock zurecht. Auch Raphael fiel auf, dass sie zu einer verdammt attraktiven Frau geworden war – vielleicht bereute er es sogar manchmal, vor acht Jahren nicht auf die Avancen der damals Siebzehnjährigen eingegangen zu sein. Sie kleidete sich gediegen. Bluse, Rock und Strümpfe. Wenig gezeigte Haut, was natürlich andere Gründe als Keuschheit oder Scham hatte.

Sie kramte ihr Smartphone heraus und wischte und tippte darauf herum. Raphael schmunzelte darüber. Er